

**DROEMER** 



Barbara Demick

# Buddhas vergessene Kinder

Geschichten aus einer  
tibetischen Stadt

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Barbara Steckhan und Karola Bartsch

DROEMER 

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
»Eat the Buddha: Life and Death in a Tibetan Town« bei Random House.

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe  
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.  
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas  
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.  
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns  
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten  
zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.  
Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Deutsche Erstausgabe Februar 2021

Droemer Verlag

© 2020 by Barbara Demick

© 2021 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Thomas Tilcher

Im Gedenken an die verstorbene Übersetzerin Maria Zybak.

Covergestaltung: Isabella Materne

Coverabbildung: gettyimages / jun xu

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28186-4

2 4 5 3 1

*Im Gedenken an  
Lobsang Chokta Trotsik  
(1981 – 2015)*



# Inhalt

Einleitung .....	9
Karten .....	19

## Teil I

1958–1976

Die letzte Prinzessin .....	25
Zur Mahlzeit Buddhas .....	36
Die Rückkehr des Drachen .....	52
Zusammenbruch der Zeit .....	65
Ein echtes chinesisches Mädchen .....	85
Rote Stadt .....	98
Verbannung .....	109

## Teil II

Interregnum 1976–1989

Die schwarze Katze und der goldene Wurm .....	125
Eine tibetische Schule .....	145
Der Pfau, der von Westen kam .....	160

## Teil III

1990–2013

Wilder kleiner Yak .....	175
Ein Mönchsleben .....	186
Mitgefühl .....	196
Der Partylöwe .....	208
Der Aufstand .....	220
Das Geisterauge .....	236
Feiern sollt ihr! .....	246
Eingesperrt .....	256

Mönch in Flammen .....	265
Trauer .....	275
Die Seilrutsche .....	287

#### Teil IV

##### Von 2014 bis zur Gegenwart

Indien .....	301
Alles außer Freiheit .....	325

#### Anhang

Anmerkungen .....	345
Glossar .....	371
Dank .....	375
Bildnachweis .....	381



## Einleitung

Über Jahrhunderte hinweg wurde Tibet als ein Einsiedlerkönigreich bezeichnet, als ein Land, dessen Wunder von den gewaltigen Bergketten des Himalaja verborgen wurden, das aber zugleich auch abgeschirmt war durch eine theokratische Regierung, die sich auf eine Erbfolge von reinkarnierten Dalai Lamas gründete. In der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts findet man zahlreiche Beispiele, wie Fremde, getarnt als Mönch oder Eremit, heimlich nach Tibet vorzudringen versuchten.

Gegenwärtig wird uns der Zugang nicht durch die Tibeter versperrt, sondern durch die Kommunistische Partei Chinas. Die Volksrepublik China beherrscht Tibet seit 1950 und zeigt sich als unerbitterlicher Torwächter, wenn ausländische Besucher um Einlass bitten. In Lhasa gibt es einen modernen Flughafen mit Filialen von Burger King und Geldautomaten, und aus dem einstmaligen religiösen Zentrum ist eine auf Vergnügungen ausgerichtete

*Das Stadtzentrum von Ngaba, 2014.*

Touristenfalle für fast ausschließlich chinesische Reisende geworden. Ausländer brauchen eine spezielle Erlaubnis, um in die Region zu gelangen, die China »Autonomes Gebiet Tibet« nennt. Und diese Genehmigung erhalten Akademiker, Diplomaten, Journalisten und alle anderen, die vielleicht unangenehme Fragen stellen könnten, nur höchst selten. Die östlichen Ausläufer des Tibetischen Hochlands, und damit die Provinzen Sichuan, Qinghai, Gansu und Yunnan, stehen theoretisch hingegen allen Reisenden mit einem gültigen Visum für die Volksrepublik China offen, doch Ausländer erleben es immer wieder, dass sie an Kontrollpunkten abgewiesen werden und ihnen die Buchung eines Hotelzimmers verweigert wird.

Als Korrespondentin der *Los Angeles Times* kam ich 2007, also ein Jahr vor den Olympischen Sommerspielen, nach Peking. Während ihrer letztlich erfolgreichen Bewerbung um die Austragung der Spiele machte die chinesische Regierung eine Fülle von Versprechungen, die Menschenrechtslage zu verbessern und China für Journalisten zu öffnen. Vor Ort sah es allerdings so aus, dass Reportern große Landesteile versperrt blieben. Mit am schwierigsten zu erreichen war Ngaba.

Um Ngaba ranken sich viele Mythen. Wenn es überhaupt auf englischsprachigen Landkarten verzeichnet ist, dann mit dem chinesischen Namen »Aba« (was ausgesprochen wird wie die schwedische Popgruppe). Die tibetische Bezeichnung dieser Stadt stellt Nichttibeter meist vor Probleme, da sie für sie wie Nabba oder auch Nah-wa klingen kann, je nach verwendetem tibetischem Dialekt.

Seit den 1930er-Jahren ist Ngaba der Kommunistischen Partei ein Dorn im Auge. Etwa alle zehn Jahre entwickeln sich in der Stadt regierungsfeindliche Unruhen, die unweigerlich eine Spur von Tod und Zerstörung nach sich ziehen. Da sich die Tibeter den Lehren von Tenzin Gyatso, dem 14. Dalai Lama, verpflichtet fühlen, der für sein Eintreten für Gewaltlosigkeit mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde, sind in jüngerer Zeit die

meisten der Todesopfer auf tibetischer Seite zu beklagen. Während der Proteste des Jahres 2008 eröffneten chinesische Soldaten in Ngaba das Feuer auf Demonstranten. Mehrere Dutzend Menschen kamen ums Leben. 2009 übergoss sich in der Hauptstraße ein buddhistischer Mönch mit Benzin, und nachdem er lautstark die Rückkehr des Dalai Lama aus seinem indischen Exil gefordert hatte, setzte er sich in Flammen. Dies zog eine ganze Woge von Selbstverbrennungen nach sich. Bis zum heutigen Zeitpunkt haben 156 Tibeter diese Form des politischen Protests gewählt, nahezu ein Drittel davon in Ngaba und Umgebung. Der jüngste Fall ereignete sich im November 2019. Diese Todesfälle bringen Peking in große Bedrängnis, denn sie widerlegen die Behauptung, dass die Tibeter unter chinesischer Herrschaft glücklich und zufrieden sind.

Nach den ersten Selbstverbrennungen verstärkten die Behörden ihre Bemühungen, Journalisten an der Reise nach Ngaba zu hindern. Auf den Ausfallstraßen der Stadt wurden neue Kontrollpunkte errichtet, mit Panzersperren und Barrikaden, bemannt von Mitgliedern paramilitärischer Truppen, die in jedes Auto spähen, um sicherzustellen, dass sich keine Ausländer einschleichen. Einige wagemutige Journalisten kauerten sich auf dem Rücksitz zusammen und hielten die Kamera in die Höhe, um durch das Fenster Aufnahmen zu schießen. Mit unterschiedlichem Erfolg.

Journalisten lassen sich nicht gern etwas vorschreiben. Und wenn man uns von einem bestimmten Ort fernhalten will, werden wir wohl alles daransetzen, um dorthin zu gelangen. In meinem letzten Buch beschäftigte ich mich mit Nordkorea, was mich als Thema auch deshalb so gereizt hatte, weil das Land nur ganz selten westliche Besucher empfängt. Nachdem ich beschlossen hatte, das Leben in einer tibetischen Stadt aufzuzeichnen, fasste ich Ngaba ins Auge. Ich wollte wissen, weshalb die chinesische Regierung diesen Ort so beharrlich vor Reisenden abschirmt. Und warum waren so viele seiner Bewohner bereit, ihre Körper

auf eine der schrecklichsten Weisen zu zerstören, die man sich nur vorstellen kann?

Darüber hinaus aber interessierte mich an Tibet das Gleiche wie andere Menschen aus dem westlichen Kulturkreis auch. Ich bin zwar keine Buddhistin, die in fernöstlichen Religionen Trost sucht (und in westlichen letztlich auch nicht), doch in unserer zunehmend gleichförmigen Welt erschien mir Tibet als ein Land, das dank seiner Spiritualität mit einer überaus reichen Kultur, Philosophie und Literatur hervorsteht – ein Umstand, den ich schätzte. Da ich mich intensiv mit chinesischer Geschichte befasst hatte, kannte ich die wichtigsten Fakten der chinesischen Invasion und der Flucht des Dalai Lama. Doch über die realen Tibeter wusste ich wenig – von den Klischees hohlwangiger spiritueller Männer in Höhlen und fröhlicher Nomaden, die Gebetsperlen durch die Finger gleiten lassen, einmal abgesehen. Wie ist es, im 21. Jahrhundert als Tibeter an der Grenze zum modernen China zu leben?

Die neuen Technologien haben die Welt vieler ihrer Rätsel beraubt. Google Earth macht es mithilfe einiger weniger Klicks möglich, in die unzugänglichsten Winkel der Welt vorzudringen. Doch Satellitenbilder können nicht erklären, was dort geschieht. Ich musste Ngaba mit eigenen Augen sehen.

Hier noch ein paar Worte zur Geografie: Nur eine Hälfte des Tibetischen Hochlands gehört aus Gründen, die ich später im Text erläutern werde, zu der von der chinesischen Regierung als Autonomes Gebiet Tibet bezeichneten Region. Die Mehrheit der Tibeter lebt jedoch in Teilen der Provinzen Sichuan, Qinghai, Gansu und Yunnan, die zwar nicht zum »offiziellen Tibet« gehören, aber trotzdem tibetisch sind. Zudem haben sich diese östlichen Ausläufer der Hochebene in den letzten Jahrzehnten zum Kernland Tibets entwickelt und einen überproportional hohen Anteil an berühmten tibetischen Musikern, Filmregisseuren, Autoren, Aktivisten und Lamas – darunter den gegenwärtigen Dalai Lama – hervorgebracht.

Ngaba liegt in der Provinz Sichuan, in etwa an der Schnittstelle zwischen dem Tibetischen Hochland und China, wodurch es gewissermaßen zu einer Grenzstadt wird. Der Weg dorthin führt gewöhnlich durch Chengdu, der Hauptstadt der Provinz Sichuan, die eine weitere von Chinas Megacities ist.

Lässt man die geschniegelten Einkaufszentren mit ihren Gucci- und Louis-Vuitton-Filialen und die Betonhochhäuser mit ihren Wohnwaben hinter sich, fährt man zunächst ein Stück auf der Ringstraße und biegt dann ab Richtung Norden, in die Berge. In Luftlinie liegt Ngaba lediglich 330 Kilometer entfernt, doch die Fahrt durch den gemäßigten Regenwald des Qionglai-Gebirges, dem natürlichen Lebensraum von Chinas geliebten Pandas, dauert einen ganzen Tag. Enge Serpentinaen, die nass sind von den beständig von den Felsen tropfenden Rinnsalen, führen unentwegt bergauf. Hat man die Hochebene erreicht, treten die Bäume zurück, und die Landschaft öffnet sich. Dies ereignet sich so unvermittelt, dass man das Gefühl hat, ein Tor zu durchschreiten und in eine neue Dimension einzutreten.

In alle vier Himmelsrichtungen erstreckt sich ein knotiger grüner Teppich und markiert die Konturen der Hügel und Hänge. Auf den Hochglanzfotos der Tibet-Bildbände ist der Himmel stets strahlend blau, aber während meiner Besuche, die meist in den Frühling fielen, waren die Wolken dick wie Wattebäusche und hingen so tief, dass sie die Berggipfel umhüllten. Die Dörfer an der Straße sind Ansammlungen flacher Lehmhäuser, und zottelige Yaks und Schafe ignorieren die wenigen vorbeierollenden Autos. Ausgesuchte Stellen sind für Opfer an die Gottheiten vorgesehen, die, wie die Tibeter glauben, alle Anhöhen und Bergpässe ihres Landes bewohnen. Auf den Kämmen flattern zu blassen Pastellfarben ausgebleichene Gebetsfahnen.

Ngaba liegt rund 3300 Meter über dem Meeresspiegel, was einem wegen der flachen Landschaft nicht unbedingt ins Auge fällt. Das Zentrum besteht lediglich aus einer schmalen, städtisch angehauchten Schneise durch das endlose Grasland. Die National-

straße 302 führt geradewegs durch den Ort, und wenn man sie entlangfährt, hat man ihn innerhalb von einer Viertelstunde von einem Ende zum anderen durchquert. 2013 wurde die erste Verkehrsampel aufgestellt. In dieser ländlichen Gegend ist es nichts Ungewöhnliches, Pferde und Reiter zu sehen, obwohl man heutzutage meist per Motorrad reist oder die Motorradrikscha nimmt. Ein Großteil der Älteren und auch einige jüngere Leute tragen die *Chuba*, das an der Taille mit einer Schärpe gebundene tibetische Gewand, viele aber wählen den Kompromiss zwischen Tradition und Konfektionsware und ergänzen sie mit einem Cowboyhut und flauschigen Schaffell- oder Daunenjacken. Die Frauen tragen oft lange Röcke.

Wie Buchstützen stehen an Ngabas beiden Ortsausgängen zwei buddhistische Klöster mit ihren im Sonnenlicht funkelnden goldbeschlagenen Dächern. Ihre Wände sind in leuchtendem Karmesinrot und Dottergelb gestrichen, den allein Klöstern vorbehaltenen Farben, durch die sich diese Gebäude deutlich von der eintönigen Landschaft abheben. Das Kloster Se steht am ersten Kontrollpunkt der Stadt, wenn man von Osten kommt, und im Westen befindet sich das Kloster Kirti, das größere der beiden, das oft mit den Selbstverbrennungen in Zusammenhang gebracht wird.

In der Straße dazwischen zieht sich eine Reihe niedriger Gebäude mit gefliesten Außenwänden dahin, die aussehen, als hätte man Badezimmer auf links gedreht. Meist befindet sich im Erdgeschoss ein Laden, und durch die offen stehenden Metalltüren kann man die unansehnliche Sammlung seines Sortiments gut erkennen: Autoteile, Eimer, Schrubber, Plastikschemel, billige Turnschuhe, landwirtschaftliche Geräte.

Die Fortschrittshörigkeit Chinas hat Ngaba den gleichen Stempel aufgedrückt wie unzähligen anderen Städten des Landes auch. Die Schilder werben für die staatseigene Volksbank, den staats-eigenen Benzinkonzern und das staatseigene Telekommunikationsunternehmen. Ngaba ist eine Kreisstadt (und hat rund

15 000 Einwohner, während der Landkreis ungefähr 73 000 zählt) mit dem üblichen Komplex fader Verwaltungsgebäude, einem Krankenhaus, einer großen Mittelschule, den Stützpunkten der Polizei und der Sicherheitskräfte – alle auffällig mit roten Fahnen geschmückt. Nichts unterscheidet Ngaba von sonstigen Kreisstädten, außer der höheren Zahl von Streifenwagen und Militärfahrzeugen. Vor dem einzigen Warenhaus der Stadt steht oft ein gepanzerter Mannschaftswagen. Überwachungskameras zeichnen die Nummernschilder der Autos auf, die in die Stadt hineinfahren und die sie wieder verlassen. Immer wieder rollen mit grünen Planen bespannte Lkws des Militärs die Hauptstraße entlang, auf dem Weg von oder zu ihrem Stützpunkt jenseits des Klosters Kirti. Bei einer Zählung stellte man fest, dass in Ngaba ungefähr 50 000 Sicherheitskräfte stationiert sind, etwa das Fünffache dessen, was für einen Ort dieser Größe normal ist.

Aufgrund der schwer zugänglichen Lage haben die üblichen chinesischen Ladenketten und Schnellrestaurants noch nicht in die Stadt gefunden; allerdings gibt es zahllose kleine chinesische Garküchen mit Feuertopf und Teigtaschen im Angebot. Als sich vor einigen Jahren die Beschwerden häuften, der chinesische Einfluss würde in Ngaba zu deutlich zutage treten, verfügte die Lokalverwaltung, die Mauern der Gebäude an der Hauptstraße mit tibetischen Motiven zu bemalen. Nun verbreiten Wandbilder von Lotusblumen und Muschelhörnern, Goldfischen und Ehenschirmen eine gewollte Fröhlichkeit. Hinzu kommen die roten, mit buddhistischen Symbolen verzierten Metallfensterläden. Chinesischen Ladeninhabern wurde empfohlen, ihre Werbung auch in tibetischen Schriftzeichen auf ihren Schildern anzubringen, was dann oft eine falsche Schreibweise zur Folge hatte, wie mir Tibeter sagten.

In Anbetracht der eigenwilligen Beispiele, die ich für die englische Sprache fand, konnte ich mir das gut vorstellen. Übersetzt stand dort etwa:

*Ngabas Nächstenliebe und Reparaturwerkstatt  
Glänzende Dekoration*

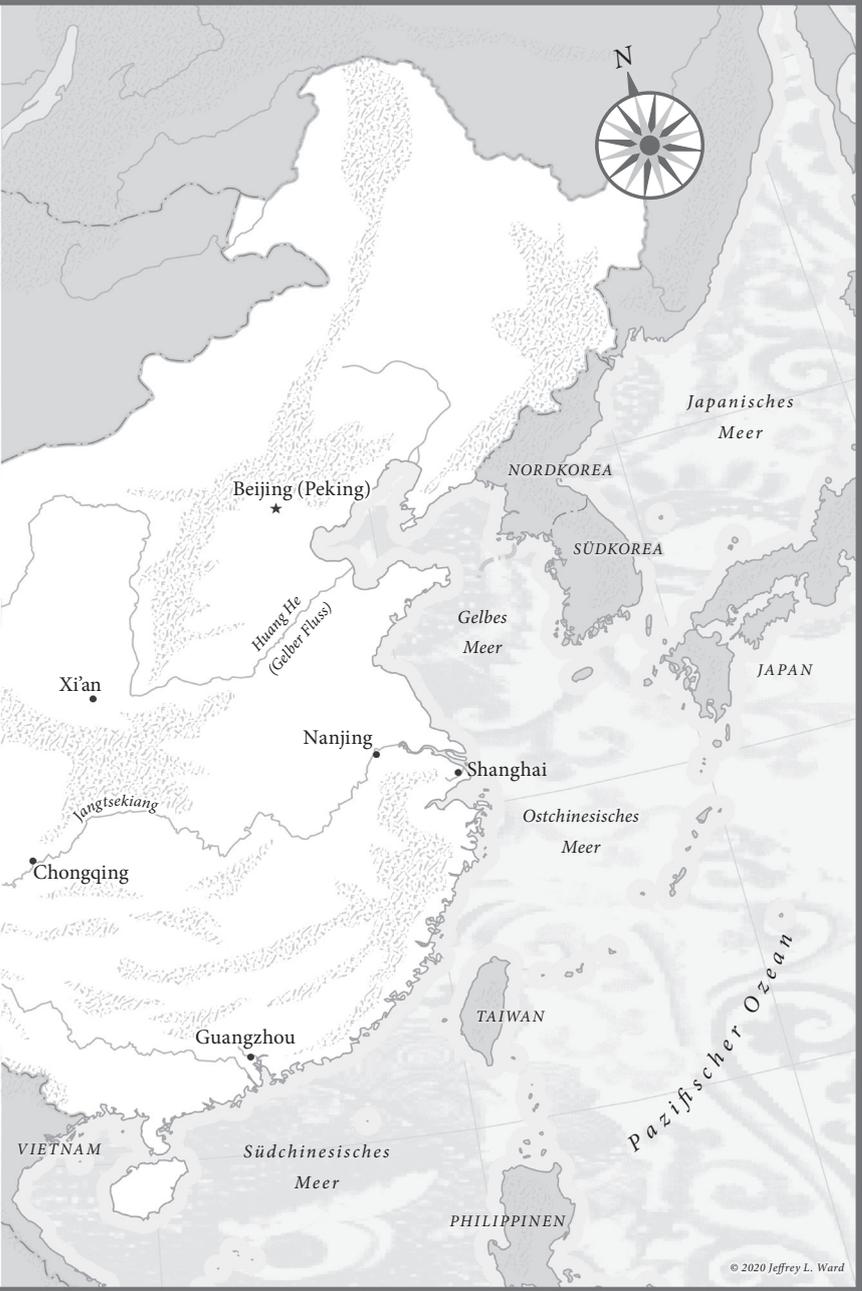
Während meines siebenjährigen Aufenthalts in China entwickelte ich eine gewisse Kunstfertigkeit in meinem Projekt, die Tibetische Hochebene zu bereisen, ohne aufzufallen. Zwar griff ich nicht zu einer albernem Verkleidung wie die Entdecker des 19. Jahrhunderts, doch ich kaufte mir einen Hut mit schlaffer Krempe im Tupfenmuster und trug eine der in China zum Schutz vor Luftverschmutzung verbreiteten Gesichtsmasken. Das ergänzte ich mit einem weiten Staubmantel und Schnürschuhen. Und da es häufig regnete, konnte ich mich zusätzlich hinter meinem Regenschirm verstecken.

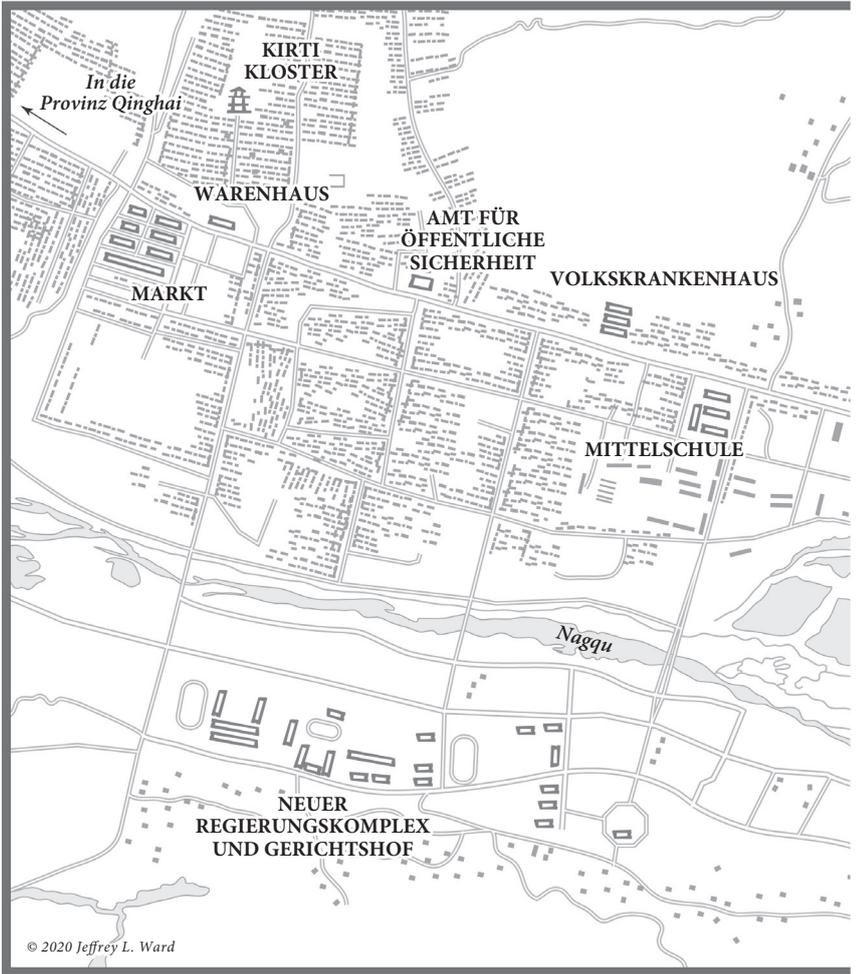
Insgesamt gelangen mir drei Besuche von unterschiedlicher Dauer ins Zentrum von Ngaba. Ich sprach aber auch mit aus Ngaba stammenden Menschen in anderen, weniger beaufsichtigten Regionen des Hochlands. Viele einstige Bewohner der Stadt, die inzwischen in den tibetischen Exilgemeinden in Nepal und Indien leben, teilten großzügig mit mir ihre Zeit und ihre Erinnerungen. Sogar in Kathmandu stieß ich auf eine Organisation von Bürgern aus Ngaba.

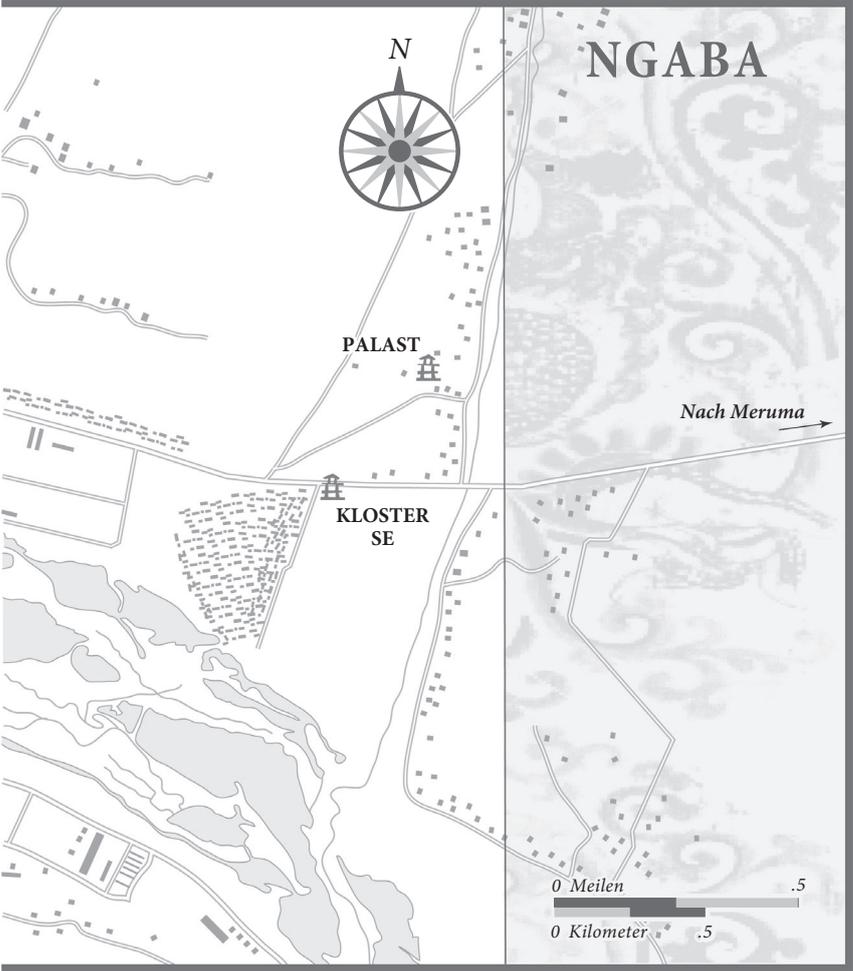
Bis zur Gründung der Kommunistischen Partei Chinas wurde Ngaba über Jahrhunderte hinweg von einem lokalen Geschlecht von Königinnen und Königen regiert, und ihre Nachfahren gaben mir Einblick in ihre ungeheuer reichen Kenntnisse aus der Vergangenheit der Region und ihrer Dynastie. Eine chinesische Wissenschaftlerin stellte mir freundlicherweise Übersetzungen offizieller Dokumente der chinesischen Regierung und von Erinnerungen an Ngaba zur Verfügung. Außerdem habe ich Verwandte, Freunde und Nachbarn der im Buch vorgestellten Personen interviewt, nicht nur, um deren Schilderungen zu untermauern, sondern um auch der Kritik von chinesischer Seite zuvorzukommen, meine Darstellung der Schicksale auf diesen Seiten sei übertrieben.

Alle Menschen, Ereignisse, Dialoge und Abläufe entsprechen der Realität. Es sind keine erfundenen Personen hinzugefügt worden. Allerdings wurden gelegentlich die Namen geändert, um jene, die sich hier ehrlich äußern, vor negativen Konsequenzen zu schützen.













Teil I  
1958–1976





## Die letzte Prinzessin

1958

Noch ehe Gonpo etwas sah, roch sie den Rauch. Mit ihren sieben Jahren konnte sie sich in der Tagespolitik nicht sonderlich aus, doch sie wurde stutzig, weil sie schon seit Wochen das Gefühl hatte, dass sich etwas zusammenbraute. Mit ihrer Mutter, Schwester und Tante sowie einem ganzen Konvoi von Bediensteten befand sie sich auf der Heimreise von den Bestattungsritualen für ihren Onkel. Als sie zu seinem Dorf aufbrachen, war es noch Sommer gewesen, aber nach den 49 Tagen – bei Buddhisten die traditionelle Trauerzeit zwischen Tod und Wiedergeburt – hatte der Herbst eingesetzt. In den kühlen Abendstunden hörte man bereits das Wispern des Schnees, der sich bald von den Berggipfeln herabsenken würde. Gonpo, die ein dickes, pelzgefüttertes Gewand aus Schaffell trug, bebte vor Kälte, weil ihr der Wind von unten in die Kleidung fuhr. Sie alle ritten ihr eigenes Pferd; wie die meisten Tibeter hatte auch Gonpo schon in früher

*Die Königsfamilie von Ngaba, 1957. Gonpo steht vorn in der Mitte, direkt vor ihrem Vater, dem König.*

Kindheit gut reiten gelernt. Sie folgten dem Verlauf einer erst kürzlich von chinesischen Militäringenieuren angelegten, aber noch ungepflasterten Straße, westwärts der untergehenden Sonne entgegen. An einem Wasserlauf, der in nördlicher Richtung zu Gonpos Zuhause führte, zweigte ihre Route ab, und als sie ein hohes Dickicht hinter sich gelassen hatten, konnte Gonpo auch sehen, wo der Rauch herkam. Hoch zu Ross hatte sie einen guten Blick auf ein halbes Dutzend Lagerfeuer und ebenso viele Zelte. Als sie näher kamen, erkannte sie, dass es sich nicht um die bei Tibetern üblichen Zelte aus schwarzem Yakhaar handelte, sondern um die kleinen weißen der Volksbefreiungsarmee.

Zu jener Zeit, 1958, neun Jahre nachdem Mao Tse-tung die Volksrepublik China ausgerufen hatte, war es keine Seltenheit, am Straßenrand auf ein Lager der Roten Armee zu stoßen. Dieses aber stand auf dem Anwesen ihrer Familie, und das verwunderte schon. Auf dem letzten Abschnitt des Zweitagesritts hatte Gonpo mit dem Schlaf zu kämpfen gehabt, doch nun war sie, neugierig und auch ein bisschen ängstlich, mit einem Schlag hellwach. Als eine der Ersten glitt sie vom Pferd, ohne auf die Hilfe der Bediensteten zu warten.

Während sie zum Eingang lief, fragte sie sich, warum niemand herauskam, um die Heimkehrenden zu begrüßen. Sie klopfte laut an das hölzerne Tor aus groben, von doppelter Mannshöhe großen Planken mit seinem massiven Sturz. Da niemand antwortete, rief sie aus voller Kehle:

»He! Wo seid ihr alle?«

Ihre Mutter war ihr gefolgt. Auch sie rief.

Schließlich kam Gonpos Kinderfrau herbei und entriegelte das Tor. Anstelle einer herzlichen Begrüßung beugte sie sich über das Mädchen hinweg, als wäre es nicht da, und flüsterte Gonpos Mutter etwas ins Ohr. Gonpo konnte zwar nichts verstehen, doch die Reaktion der Mutter ließ nichts Gutes vermuten. In letzter Zeit hatte sie ihre Mutter oft weinen sehen; der kürzlich verstorbene Onkel war ihr Lieblingsbruder gewesen, sie musste wohl

immer noch traurig sein. Jedenfalls wollte Gonpo das glauben, obwohl alle Zeichen auf etwas anderes hindeuteten: der Rauch, die Zelte, das steinerne Gesicht ihrer Kinderfrau. Instinktiv wurde ihr klar, dass dies der Anfang vom Ende der Welt war, wie sie sie kannte.

Gonpo war Prinzessin von Geburt. Ihr Vater Palgon Rapten Tingley,\* was in etwa »der ehrwürdige unerschütterliche Erleuchtete« bedeutet, war der 14. Regent einer Ahnenreihe im Königreich der Mei. Dessen Hauptstadt war das in der heutigen chinesischen Provinz Sichuan gelegene Ngaba. Zur Zeit von Gonpos Geburt im Jahr 1950 war Ngaba ein unauffälliger Marktflecken, in den Händler kamen, um Salz und Tee feilzubieten, und Viehhirten, um Butter, Häute und Wolle zu verkaufen. Die gesamte Region war wie ein Flickenteppich aufgeteilt in eine Vielzahl kleiner Lebenswesen, geführt von Fürsten und Königen, Prinzen, Khans und Warlords. Von den Chinesen wurden heimische Regenten wie Gonpos Vater als *Tusi* bezeichnet, was meist mit »Grundbesitzer« übersetzt wird, die Tibeter aber nannten ihn *Gyalpo* oder »König«. Englischsprachige Chronisten erwähnen ihn zu Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls als Mitglied eines Königshauses. Dies war wohl auch der gesellschaftliche Rang, in dem Gonpo ihre Familie sah.

Als Kind trug Gonpo bodenlange, *Chuba* genannte Gewänder, die an der Taille gerafft waren. Da sich fast alle Tibeter so kleideten, ließ sich ihre gesellschaftliche Stellung nur anhand der Qualität erkennen. Gonpos Kleider waren mit Otterfell gefüttert, und ihren Hals schmückten Perlenketten mit Steinen groß wie Weintrauben – Koralle, Bernstein, und, am wichtigsten von allen, der gestreifte *Dzi*, ein tibetischer Achat, der sie vor dem bösen Blick schützen sollte. Ansonsten war Gonpo keine sonderlich mäd-

\* Viele Tibeter haben keinen Familiennamen im westlichen Sinn, tragen aber oft mehr als einen Vornamen.

chenhafte Prinzessin. Sie war eher pffiffig als hübsch; mit ihren Lücken zwischen den Zähnen und der aufwärtsstrebenden Nase sah sie aus wie ein kleiner frecher Junge. Wie viele Mädchen in Ngaba hatte auch sie die Haare kurz geschoren – ein Zeichen, dass sie noch nicht im heiratsfähigen Alter war. Ihre Mutter und die anderen erwachsenen Frauen der Königsfamilie trugen von Quasten und Korallenschnüren gehaltene Zöpfe, die so kunstvoll waren, dass die Bediensteten manchmal zwei Tage zum Flechten brauchten.

Die Familie bewohnte ein imposantes Herrenhaus an der Grenze zum Stadtzentrum am östlichen Rand Ngabas. Es war eigentlich ein Palast, glich aber mit seinen massiven und soliden Wänden mehr einer Festung. Wie in Tibet üblich war es aus Stampflehm gebaut und in seiner graubraunen Farbe kaum von der Landschaft zu unterscheiden, wenn in der Trockenzeit auf der Hochebene kein Gras mehr wuchs. In Bodenhöhe waren die Wände bis zu drei Meter dick und verjüngten sich im Innern zum Dach hin, damit sie im Fall eines Erdbebens besser standhielten. Die langen schmalen Fenster hatten ebenfalls Trapezform und waren von hölzernem Gitterwerk eingefasst. Die Wände zierte kein Schmuck, abgesehen von zwei herausstehenden offenen Vorbauten auf der West- und auf der Ostseite des Hauses. Sie sahen zwar elegant aus, beherbergten aber die Toiletten. Was der Mensch ausschied, fiel nach unten auf den Boden, wo es, mit Asche vermischt, auf den Feldern als Dünger ausgebracht wurde.

Was dem Haus an Modernität fehlte, glich es durch seine Größe aus. Es maß 7500 Quadratmeter und hatte mehr als 850 Räume: von Verliesen, Ställen und Lagern im Erdgeschoss bis hin zu immer feineren und für repräsentative Zwecke vorgesehenen Räumen weiter oben. Es gab Schlafzimmer für die Kinder und ihre Mutter; ferner für das Gefolge des Königs wie Sekretäre und Beamte. In den höheren Geschossen waren die Räume mit Holz vertäfelt, um die Außenwände aus Lehm zu verbergen.

Das oberste Stockwerk war den spirituellen Ritualen vorbehalten.

ten und entsprechend gestaltet. Fresken und die *Thangka* genannten, in satten Farben gehaltenen tibetischen Wandbehänge erweckten die Räume zum Leben. Da buddhistische Erleuchtungswesen immer wieder reinkarnieren, findet man sie in jeglicher Form, männlich oder weiblich, schlicht oder reich geschmückt. Es gab den Buddha der Vergangenheit und der Zukunft, dazu zahlreiche Bodhisattvas, erleuchtete Wesen, die auf den Eintritt ins Nirwana verzichteten, um zum Nutzen anderer wiedergeboren zu werden. Am wertvollsten war die im Zentrum des Gebetsraums stehende Statue von Avalokiteshvara, auf Tibetisch *Chenrezig*, der Bodhisattva des Mitgefühls und Schutzpatron der Tibeter, die dem König vom 14. Dalai Lama geschenkt worden war.

Der König, ein begeisterter Bibliophiler, besaß eine riesige Sammlung von Büchern und Schriften. Einige waren mit Gold oder Silber gedruckt. Im Stockwerk unter der Bibliothek befand sich die Eingangshalle, groß genug, um Tausende Mönche aufzunehmen. An buddhistischen Feiertagen war der Palast vom Klang der Gebete, Zimbeln und Schneckenhörner erfüllt – und von dem unübersetzbaren Mantra der Tibeter, mit dem sie ihren Schutzpatron, den Bodhisattva des Mitgefühls, anrufen:

*Om mani padme hum*

Auch das Alltagsleben im Palast war an den rituellen Praktiken des Buddhismus ausgerichtet. Der König begann den Tag mit mehrfachen Niederwerfungen vor einem Schrein. Aufrecht stehend faltete er die Hände über dem Kopf zum Gebet und ließ sich dann in einer einzigen Bewegung nach unten gleiten, bis sein Körper lang ausgestreckt auf dem Boden lag, um sogleich wieder aufzustehen. Mit diesem Ritual bewahrte er sich eine schlanke Figur und einen klaren Geist.

Bei all dem ließ sich nicht sagen, was auf Kultur und Gepflogenheiten beruhte und was auf Religion. Wenn Gonpo bei einer Lüge ertappt wurde, trug man ihr wiederholte Umschreitungen eines nahe gelegenen Klosters auf, wo sie unzählige Gebetsmühlen drehen musste – große, aus Metall, Holz und Leder gefertigte

Walzen in vertikaler Anordnung, die mit dem Text von Gebeten beschriftet waren. Sobald man sie an ihren Spindeln in Schwung setzte, war es, als würde man das Gebet laut aufsagen. Ein Kind musste dafür viel Kraft aufwenden, und die Strafe zwang Gonpo, sich mit ihrem Fehler auseinanderzusetzen.

Die Kinder – Gonpo und ihre sechs Jahre ältere Schwester – bewohnten mit ihrer Mutter einen separaten Flügel des Hauses. Nach dem Aufwachen brachte die Mutter die Mädchen zu den Gemächern des Vaters, damit sie ihm einen guten Morgen wünschten. Am Abend wiederholten sie den Besuch und sagten ihm Gute Nacht. Die Mahlzeiten nahm die Familie meist gemeinsam ein, wobei der Vater streng auf gute Manieren achtete. Vor dem Essen wurde gebetet. Die Kinder warteten, bis die Erwachsenen fertig waren. Der Vater ließ kein einziges Reiskorn auf seinem Teller übrig, denn er wollte seinen Töchtern vor Augen führen, dass die Bauern schwer arbeiten mussten, um für ihr Essen zu sorgen. Auf sein Beharren hin bekamen die Bediensteten die gleichen Portionen wie er, obwohl sie sie oft erst essen konnten, wenn sie schon kalt waren. Penibel, wie er war, achtete er darauf, dass seine Töchter trotz ihrer königlichen Geburt nicht verwöhnt wurden. Ungeachtet der vielen Dienstboten im Haus machte er sein Bett selbst.

Mit der festen Überzeugung, dass Mädchen die gleiche Bildung erhalten sollten wie Jungen, war er seiner Zeit voraus. Und da er keinen Sohn hatte, nahm er an, dass eine seiner Töchter ihm einmal als Regentin folgen würde. Gonpo hatte einen Lehrer, der jeden Morgen ins Haus kam und ihr das tibetische Alphabet beibrachte. Wie traditionell üblich, wurde Asche auf eine Schiefertafel gestreut, und Gonpo bekam einen Federkiel, um die Buchstaben zu ziehen. Die an nordindische Schriften angelehnte tibetische Schrift ist ausgesprochen schwierig und voller Konsonanten, die unter- oder übereinander gezeichnet werden. Gonpo verbrachte Stunden vor den verschlungenen Buchstaben, bis ihre Augen glasisch wurden.

Sie war ein rastloses Mädchen, das sich mit den Einschränkungen des Palastlebens nicht abfinden konnte. Als sie klein war, band ihr die Kinderfrau eine Glocke um den Bauch, damit sie gewarnt war, wenn sie ausreißen wollte. Es dauerte lange, bis Gonpo die Abgeschiedenheit in dieser flüchtigen Phase ihrer frühen Kindheit zu würdigen wusste. Gleichaltrige Spielgefährten hatte sie nicht. Ihre ältere Schwester, eine eifrige Schülerin, die viel Zeit im Haus verbrachte, hatte kein Interesse, sich mit Gonpo zusammenzutun, wenn sie auf Streiche aus war. Am glücklichsten war Gonpo, wenn Mönche zu Besuch kamen, denn manche von ihnen waren genauso jung wie sie. Einer, den sie besonders gern mochte, galt als *Tulku*, als Wiedergeburt eines Lamas. Die Erwachsenen behandelten ihn mit großem Respekt, Gonpo aber zupfte ihn am Ärmel und forderte ihn auf, mit ihr in der Eingangshalle Fußball zu spielen. Außerdem stahl sich Gonpo oft aus dem Palast, um sich den Kindern in der Nachbarschaft anzuschließen. Einer der Jungen erinnerte sich später, dass Gonpo darauf bestand, ihnen bei der Hausarbeit zu helfen. Und weil es ihr unangenehm war, mehr zu besitzen als andere Kinder, versuchte sie, Kleidungsstücke zu verschenken. Einmal begleitete sie eine Gruppe aus der Nachbarschaft, die in die Palastgärten eindrang, um Bohnen zu stehlen. Dass die Bohnen ihr ohnehin schon gehörten, war ihr dabei nicht klar.

Als Gonpo älter wurde, stellte ihr Vater besorgt fest, dass es ihr am einer Prinzessin gemäßen Benehmen fehlte. So versuchte er, den Umgang mit Nachbarskindern, dem Nachwuchs seiner Untertanen, zu unterbinden. Sie musste sich damit begnügen, aus dem Fenster auf den Innenhof und über die Umgrenzungsmauern hinaus auf die Hügel zu blicken, deren endlose Wellen sich erst in den verschneiten Bergen im Norden verloren. So weit sie sehen konnte, war es das Reich ihres Vaters.

Das Gebiet der Mei erstreckte sich mindestens bis zu dem 135 Kilometer nordöstlich gelegenen Landkreis Dzorge (chinesisch: Zoige). Seine genaue Ausdehnung lässt sich nicht bestimmen,

weil sich in dieser Gesellschaft Macht nicht nach Land, sondern nach Menschen bemaß. Grenzen zählten weniger als Treue, und es gab kaum stärkere Bande als die der weitläufigen Familie. Zeitzeugen berichten, dass der Mei-Regent mehr als zwölf Stämme und 1900 Hausgemeinschaften unter sich hatte, während in offiziellen chinesischen Dokumenten von 50 000 Menschen unter seiner direkten Herrschaft die Rede ist. Da sich der Wohlstand einer Familie über die Anzahl der Tiere definierte, die sie besaß, war sorgfältig Buch geführt worden: Das Königreich verfügte über 450 Pferde und eine Herde von 800 Stück Vieh, darunter Yaks, die gelegentlich mit Rindern gekreuzt wurden.

Zwar lag der Palast inmitten von Weiden, aber die Tiere befanden sich meist in einem gut 20 Kilometer entfernten Dorf namens Meruma, das für die Herden des Königs gegründet worden war. Dort besaß Gonpos Vater auch einen Sommerpalast. Zudem gab es einen kleineren Palast einige Kilometer weiter westlich auf dem Grundstück des von seinen Vorfahren gegründeten Klosters Kirti, in dem man auf Pilgerfahrten und an buddhistischen Feiertagen wohnte.

So wie Gonpo es sah, war ihr Vater der uneingeschränkte Herrscher über sein Land. Er bestimmte die Öffnungszeiten des Marktes sowie das dortige Warenangebot und entschied, welche Tiere zur Jagd freigegeben wurden. Als frommer Buddhist untersagte er die Jagd auf Vögel, Fische, Murmeltiere und sonstige kleinere Tiere. Da man Geschöpfe grundsätzlich für wiedergeborene Seelen hielt, tötete man besser große Tiere wie Yaks oder Schafe, denn damit bekam man viele Mäuler auf einmal satt. Der Handel mit Opium blieb in seinem Reich strengstens untersagt.

Nach dem Frühstück empfing der König einen stetigen Strom von Besuchern, die ihm ihre Kümmernisse und Konflikte vortrugen. Wenn jemand mit seinem Nachbarn über ein Stück Land im Streit lag oder ein Geschäft eröffnen wollte, ging er zum König und bat ihn um sein Urteil. Es kamen oft so viele, dass sie auf der Wiese vor dem Palast ihr Lager aufschlugen, um auf ihre Audienz

zu warten. Und nicht nur Tibeter suchten seinen weisen Rat. Die Region beheimatete ein Dutzend verschiedener Ethnien, darunter Mongolen, die sich ab dem 13. Jahrhundert im Hochland angesiedelt hatten, und Qiang, die vom Aussehen her Tibetern gleichen, aber eine eigene Sprache und Kultur besitzen. Die Hui, chinesische Muslime, zählen ethnisch zu den Chinesen, doch die Männer erkennt man an ihren dünnen Bärten und den weißen Kappen und die Frauen an den Kopftüchern.

Außerdem kamen auch immer mehr Han-Chinesen ins Land. Die Han bildeten die Mehrheit in der chinesischen Bevölkerung, und die meisten, denen Gonpo begegnete, hatten irgendeine Verbindung zur chinesischen Regierung. Doch da auch sie dem Vater Respekt zu erweisen schienen, hegte sie keinerlei Groll gegen sie. Begeistert hatte sie verfolgt, wie chinesische Ingenieure und Arbeiter parallel zum Fluss jene neue Straße bauten, die sie dann später auf dem Rückweg von der Bestattung zu ihrem Haus führte. Eine ihrer frühesten Erinnerungen bezog sich auf die Eröffnungszeremonie für diese Straße von Ngaba nach Chengdu, die in Sichtweite des Palasts verlief. In ihre besten tibetischen Gewänder gekleidet und mit Perlen geschmückt, hatten die Mädchen den chinesischen Regierungsvertretern vor dem symbolischen Durchschneiden des Bandes Blumensträuße überreicht. Damals hatten sie zum ersten Mal ein Automobil gesehen. Ihre Mutter hatte später lachend erzählt, die Mädchen hätten die Laster mit Gras füttern wollen, weil sie sie für Pferde hielten.

An jenem Abend im Jahr 1958, bei der Heimkehr von der Bestattung, konnte Gonpo nur rätseln, warum die Chinesen ihr Lager vor ihrem Haus aufgeschlagen hatten. Sie bahnte sich einen Weg ins Innere und lief in den zweiten Stock. Wie zuvor schon ihre Kinderfrau schenkten ihr auch die übrigen Bediensteten kein Lächeln. Schweigend waren sie damit beschäftigt, Kisten zu packen. Einigen standen Tränen in den Augen. Gonpo musste sich eingestehen, dass offenbar etwas Schreckliches geschehen war. Von ih-

rem Vater fehlte jede Spur – irgendjemand sagte, er sei zu einer Unterredung fortgefahren, was Gonpo jedoch nicht recht glauben wollte. Auf der Suche nach dem Vater oder jemandem, der ihr eine Erklärung geben konnte, lief sie von Raum zu Raum. Niemand hatte eine Antwort für sie. Bepackt mit Kleidungsstücken und Wäsche, eilten die Bediensteten zwischen den Zimmern hin und her. In Gonpo wuchs die Angst. Wie viele noch viel kleinere Kinder, die sehr laut werden können, machte sie Lärm; sie stampfte mit den Füßen auf die Holzdielen, bis ihre Kinderfrau kam und sie am Arm packte.

Gonpo solle leise sein, mahnte sie. Ob sie denn nicht verstanden habe, wie ernst es sei? Nein! Gonpo verstand gar nichts. Aber da alle anderen zusammenpackten, wäre es wohl das Beste, wenn sie das Gleiche tat. Sie ging in ihr Zimmer und suchte ihre Spielsachen heraus.

»Die wirst du nicht brauchen. Lass sie hier«, fuhr die Kinderfrau sie an. Sie hatte Gonpo von Geburt an betreut, aber noch nie so barsch mit ihr gesprochen.

Daraufhin verabschiedete sich Gonpo von ihrem kostbarsten Besitz – einem Plastikapfel aus Indien, der, wenn man ihn öffnete, eine Reihe immer kleinerer Äpfel enthielt, wie die russischen Matroschka-Puppen. Noch etliche Jahrzehnte später, als sie schon graue Haare und Arthritis hatte, suchte sie in den Spielzeugläden Asiens nach einem Plastikapfel, wie sie ihn als Kind hatte zurücklassen müssen.

Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen wurde das Haus, wie Gonpo sah, mit Absperrband versiegelt. Die Soldaten nagelten handbeschriebene Plakate mit großen chinesischen Buchstaben ans Tor. Offenbar enthielten sie eine wichtige politische Botschaft, die Gonpo aber nicht lesen konnte, da sie die chinesische Schrift nicht beherrschte. Hinter den zur Absperrung aufgestellten Soldaten standen die Nachbarn, die Gesichter tränenüberströmt. Darunter auch die Kinder, mit denen Gonpo Bohnen gestohlen hatte.

Innerlich begehrte sie immer noch gegen den Ernst der Lage auf. Sie bemerkte ein abgestelltes Auto, das sie wohl fortbringen sollte. Es war zwar nur ein Geländefahrzeug russischer Bauart und damit auch für die 1950er-Jahre nichts Besonderes, aber Gonpo war bis dahin lediglich Bus gefahren und hatte noch nie in einem Personenwagen gesessen. Sie war so aufgeregt, dass sie die Tragödie, die ihren Lauf nahm, für einen Moment vergaß; voller Vorfreude auf der Stelle hüpfend, wollte sie zu dem Auto hinlaufen.

Ihre Mutter rief sie mit einem harten Hieb auf die Wange zurück auf den Boden der Tatsachen – es sollte das einzige Mal bleiben, dass Gonpo von ihren Eltern geschlagen wurde. Sie hatte gegen eine grundlegende Verhaltensregel der Tibeter verstoßen und sich nicht ehrerbietig von ihrem Zuhause verabschiedet. Also trat sie zurück und stellte sich neben ihre Schwester, ihre beiden Cousins und die Tante. Sie hoben die Hände, als wollten sie beten, und ließen sich dann niederfallen, um dem Haus, das sie all die Jahre beherbergt und geschützt hatte, ihre Dankbarkeit zu erweisen. Dann stiegen sie in den Geländewagen, auf dessen Dach sich ihre Koffer türmten, und wurden fortgebracht.